Zeitzeichen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **101 (2014)**

Heft 7-8: **Freiburg = Fribourg = Fribourg**

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

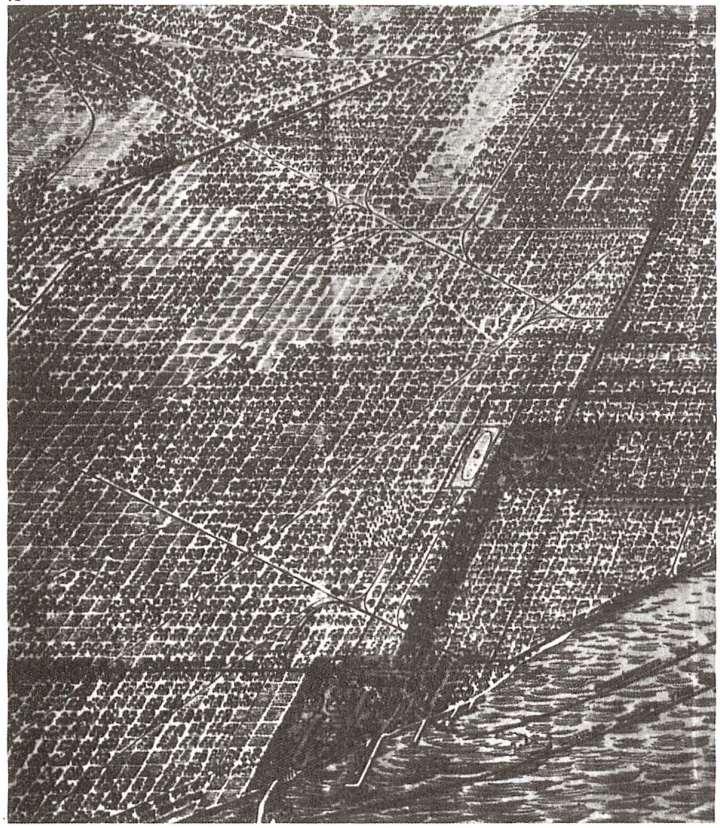
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

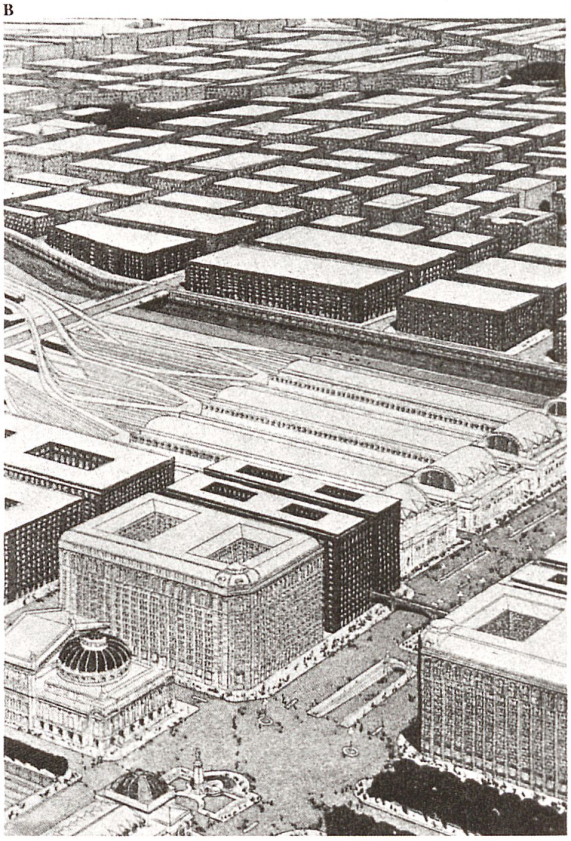
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

A

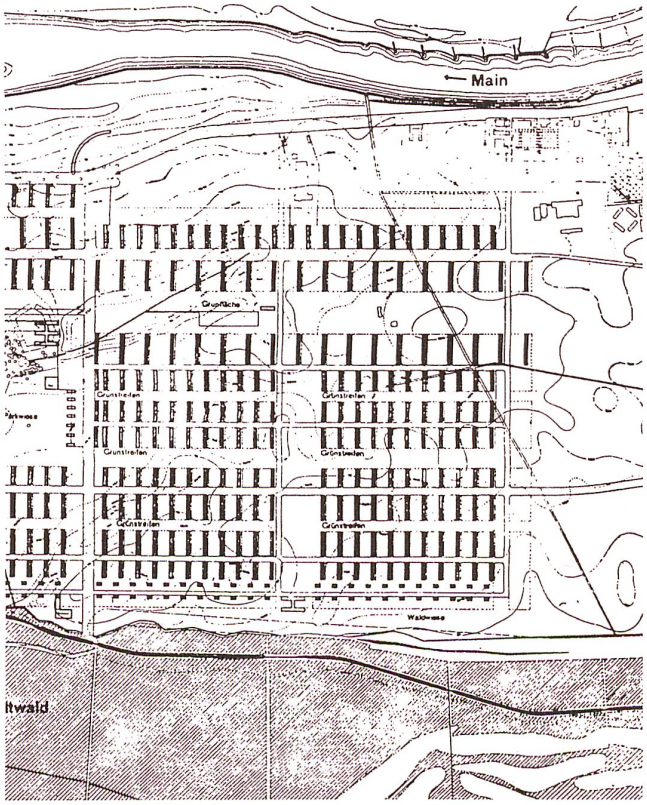


B



«Monotonie» scheint der Inbegriff für sehr vieles geworden zu sein, was einem breiten Publikum an der modernen Umwelt nicht passt. Bilder von endlosen Fassadenmustern, von regelmässig aufgereihten Wohnblöcken, reflektierenden Glasfronten, unabsehbaren Reihenhauskolonien, usw. gehören zur etablierten Ikonografie aufgeklärter Zivilisationskritik. Ja solche Bilder gehörten eine Zeitlang zu den fast mechanisch gehandhabten Kunstgriffen für Karikaturisten (man denke an Sempé), Literaten (man denke an Peter Handkes Essay über «die offenen Geheimnisse der Technokratie»), für Studenten-Intelligenzija, für zornige Architekten und engagierte Umweltkritiker (von Pugin und Ruskin im 19. Jahrhundert bis zu Rolf Keller), für Denkmalpfleger und andere, nicht minder engagierte Behüter des Alten (man denke an Professor Knoepflis gesammelten Ärger). Solche Bilder vermögen über die Grenzen ideologischer Positionen hinweg spontanes Einverständnis über den Stand unserer Zivilisation zu organisieren. Ja die Monotonie-Kritik ist zum literarischen *Genre* geworden, der einmal als solcher analysiert und auf seine Vorbilder hin befragt zu werden verdiente (Kafka? Orwell? Huxley?).

C



Ganz zu schweigen vom Film. Am Schluss von Alain Tanners «Charles mort ou vif» fährt der Held nach dem Ausbruch in das gesellschaftliche Abseits wieder ins Irrenhaus der Realität zurück – und dieses Irrenhaus ist repräsentiert durch eine moderne Grossüberbauung, genauer W. Waltenspuhls Tours de Carouge bei Genf. Und Michel Contat beschliesst sein filmisches Interview mit Jean-Paul Sartre mit einem Travelling quer durch die neuen Wohnhochhäuser des Pariser Front de Seine als einem Inferno technokratischer Stadtzerstörung. Aber er vergass, Sartre zu fragen, warum er selbst eines der als Architektur nicht ausge-

Monotonie

Zehn historische Texte aus hundert Jahren «Werk» – und zehn aktuelle Positionen zu Fragen der unmittelbaren Gegenwart: Zum Jubiläum unserer Zeitschrift machen wir den Versuch einer Debatte über das Jahrhundert hinweg. Die Architektin und Kunsthistorikerin Bernadette Fülscher wählte zusammen mit der Redaktion die historischen Texte aus – und die Persönlichkeiten, die das gleiche Thema aus heutiger Sicht beleuchten.

Mit Ernüchterung und Zorn blickt die Öffentlichkeit in den 1970er Jahren auf die vergangene Periode zurück: Beton, Stahl und Glas sind nach dem Rausch der Hochkonjunktur zu Synonymen einer menschenfeindlichen Welt der Technokraten geworden; «Unwirtlichkeit», «Anonymität» und «Monotonie» sind Schlagworte, die gegen die überwunden geglaubte Moderne der 1960er Jahre ins Feld geführt werden. Stanislaus von Moos, damals Redaktor der Zeitschrift «werk-archithese», distanziert sich von undifferenzierter Kritik an der jüngst vergangenen Architekturepoche. Er widmet 1977 und 1978 zwei Hefte dem Kampfbegriff «Monotonie», gerade um diesen als polemische Figur zu entlarven.

Vittorio Magnago Lampugnani nimmt 2014 diesen Ball wieder auf und untersucht die Paradoxa der Monotonie genauer: Könnte es sein, dass das Streben nach Einmaligkeit und Extravaganz in der Umsetzung banaler Inhalte nichts anderes als eine Steigerung von Monotonie mit sich bringt? Und ist ein Haus, das eine traditionelle Fassadenaufteilung mit Sockel und Attika aufweist, Türen und Fenster als funktionell und klar definierte Öffnungen hat, notwendigerweise langweilig? Ist ein Kunstwerk allein deshalb langweilig, weil sein Thema und die verwendete Technik nicht neu sind? Lampugnani plädiert für einen wachen und sensiblen Umgang mit Tradition und Konvention, für eine «gute Monotonie», kluges Entwerfen und «die Sensibilität für das Unscheinbare, Feine, Subtile».

Vittorio Magnago Lampugnani

Ein Gespenst geht um in der zeitgenössischen Architektur: die Monotonie. Um sie zu bannen, scheuen Architekten keine Mühen und Bauherren keine Kosten. Beiden scheint sie die grösste Bedrohung, und, ist sie einmal attestiert, das beschämendste Versagen. Die Gründe dieser Paranoia liegen zuallererst in den traurigen Erfahrungen, die mit vielen Wohnsiedlungen der klassischen Moderne, vor allem aber mit den meisten Grosssiedlungen der Nachkriegszeit gemacht wurden: Die schier endlos aneinandergereihten oder aufgetürmten Fertigteilwohnungen sind (ob zu Recht oder nicht, soll zunächst einmal dahingestellt bleiben) zum Emblem von Beliebigkeit und Unwirtlichkeit geraten. Und sie liegen im nach wie vor schwierigen Verhältnis, welches das (auch kultivierte) Publikum zur abstrakten Kunst unterhält und damit auch zur abstrakten Architektur. Ein dritter Grund für die panische Angst vor der architektonischen Monotonie, die wir heute gewärtigen, ist kaum bewusst und wiegt vielleicht am schwersten: Es ist die Angst, dass die Monotonisierung der Architektur jene unserer Kultur widerspiegeln und darstellen könnte.

Die Furcht ist nicht unbegründet. Bereits 1925 beklagte Stefan Zweig in einem furiosen Essay jene «Monotonisierung der Welt», die er in vollem Gang sah: «Immer mehr scheinen die Länder gleichsam ineinandergeschoben, die Menschen nach einem Schema tätig und lebendig, immer mehr die Städte einander äusserlich ähnlich.» In dieser Gleichförmigkeit sah er die Individualität untergehen, jene der Länder und Regionen, aber auch jene der Menschen. Die unmittelbare Abhängigkeit der aggressiven Gleichförmigkeit von jener ebenso aggressiven wirtschaftlichen Globalisierung, die bereits Karl Marx klarsichtig erkannt und vorausgesagt hatte, übersah Zweig nicht.

Gegen diese Monotonisierung der Welt tritt die meiste zeitgenössische Architektur mehr oder minder bewusst an; und zwar dadurch, dass sie ihren Erzeugnissen immer neue, möglichst ausgefallene und Aufmerksamkeit erregende Masken überzieht. Jedes Haus muss sich von all jenen, die es umgeben und vor ihm entstanden sind, unterscheiden. Jedes Haus muss vorgaukeln, es sei aus ganz anderen Gegebenheiten entstanden als seine Nachbarn. Jedes Haus muss so tun, als sei die Welt ungemein vielfältig und vielgesichtig. Damit hat schon die Postmoderne begonnen, als sie in den 1970er und 1980er Jahren die Fassade erneut zum zentralen architektonischen Thema deklarierte und sie in zahllosen, oft quietschbunten und stets verbissen heiteren Variationen durchdeklinierte. Heute sind die Strategien der Individualisierung und Alleinstellung entwickelter: Die Bauvolumina werden blasenförmig oder kristallin verformt, Bauelemente wie Fenster oder Balkone überdimensioniert und verfremdet, bei den Gebäudehüllen kommen die überraschendsten Materialien und Dekorationsmuster zur Anwendung. Im Kern bleibt indessen die Operation die gleiche: die artifizielle, ja fiktive Individualisierung eines banalen Inhalts in einem banalen (oder banalisierten) Umfeld.

In der Tat werden unsere Städte nicht monoton, weil ihre Bauten zu gleichförmig sind. Sie werden monoton, weil sich die immer gleichen Geschäfte und Unternehmen an den immer gleichen Stellen in ihnen niederlassen.

Hier und dort führen solcherlei Experimente, Architektur und Kunst in skulpturalen Schöpfungen zusammenzubringen, zu bemerkenswerten Ergebnissen. Zunehmend aber mutiert die Extravaganz, allzu einfallslos kopiert und zügellos wiederholt, zu einer neuen Orthodoxie. Und paradoxerweise zu einer neuen Monotonie, die nicht nur der alten in nichts nachsteht, sondern sie sogar übertrifft.

In der Tat werden unsere Städte nicht monoton, weil ihre Bauten zu gleichförmig sind. Sie werden monoton, weil sich die immer gleichen Geschäfte und Unternehmen an den immer gleichen Stellen in ihnen niederlassen. Dass sie dies mit exaltierten Bauten tun, ändert nichts an der rücksichtslosen, brutalen Nivellierung. Im Gegenteil: Die Nivellierung wird als Groteske inszeniert und die gequälte Vielfalt gerät selbst zur ästhetischen Norm.

Dabei liest sich die gesamte Geschichte der architektonischen Kultur des späten 19. und des 20. Jahrhunderts wie eine Sequenz von Hinweisen zum produktiven Umgang mit der Weltmonotonie. Von Georg Simmel bis Karl Scheffler, von Peter Behrens bis Ludwig Hilberseimer, von Otto Wagner bis Hendrik Petrus Berlage, von Jacobus Johannes Pieter Oud bis Aldo Rossi: Sie alle setzen sich mit der Gleichmässigkeit und der Wiederholung auseinander, um sie schöpferisch zu verarbeiten.

Der französische Soziologe und Literat Roger Caillois bemerkte in seinem Buch «Babel. Orgueil, confusion et ruine de la littérature» von 1948, der grosse, der selbstsichere Schriftsteller würde nicht die Banalität fürchten. Das gleiche gilt für den grossen, selbstsicheren Architekten. Beide wissen, sie können jedes Thema, auch das scheinbar abgedroschenste, mit ihrem Geist und ihrem Talent adeln, vielleicht gar zu einem Meisterwerk entwickeln. Ist etwa William Shakespeares «Romeo and Juliet» ein banales Theaterdrama, nur weil er eine alte, vielfach erzählte und einigermassen vorhersehbare Geschichte wieder auflegt? Sind die Procuratie Vecchie in Venedig langweilig, weil sie das gleiche Element auf einer Länge von über 150 Metern wiederholen? Und ist die Fassade der AEG Kleinmotorenfabrik in Berlin, die Peter Behrens entwarf und baute, unglücklich monoton?

D

sprochen «humanen» neuen Wohnhochhäuser bei Montparnasse bewohnt.

*

Wir haben seit dem Erscheinen von «Monotonie 1» (im Januar 1977) kein Geheimnis daraus gemacht: die an sich löbliche Begeisterung für Umwelt und Heimat und gewachsenes «Erbe», auf die Jung und Alt und Links und Rechts in den letzten Jahren eingestimmt worden sind, hat unseres Erachtens das Bewusstsein für wichtige Zusammenhänge gefördert. Es hat aber gleichzeitig auch das Bewusstsein für andere, in Sachen Architektur und Umwelt nicht weniger wichtige Realitäten eingeschläfert.

Vor anderthalb Jahren schienen wir mit dieser Vermutung ziemlich allein zu stehen. In der Schweizer Fachwelt provozierte das erste «Monotonie»-Heft Befremden und Achselzucken. Da und dort wurde auch Alarm

E

geschlagen: unsere «Verharmlosung» der Bausünden des Booms sei gefährlich und reaktionär. Wenn eine Verharmlosung beabsichtigt war, so sicher nicht jene des Booms; schon eher wollen uns jene Wanderprediger als harmlos erscheinen, die immer im nachhinein wissen, wie man es hätte besser machen können. Am Ende waren dann wir selber überrascht, festzustellen, dass das Echo auf die «Provokation» so war, dass sich die Zusammenstellung einer zweiten Nummer zum Thema «Monotonie» aufdrängte.

So fragen wir heute neuerdings:

1. Sofern mit «Monotonie» eine Architektur gemeint ist, die «neutral» ist und grosse Überbauungen zu einer Gesamtform zusammenfasst (statt sie aufgeregt in «interessante» und «aufgelockerte» Fragmente aufzusplittern) – haben wir dann z.B. in einem Land wie der Schweiz nicht eher zu wenig als zu viel «Monotonie»?

F

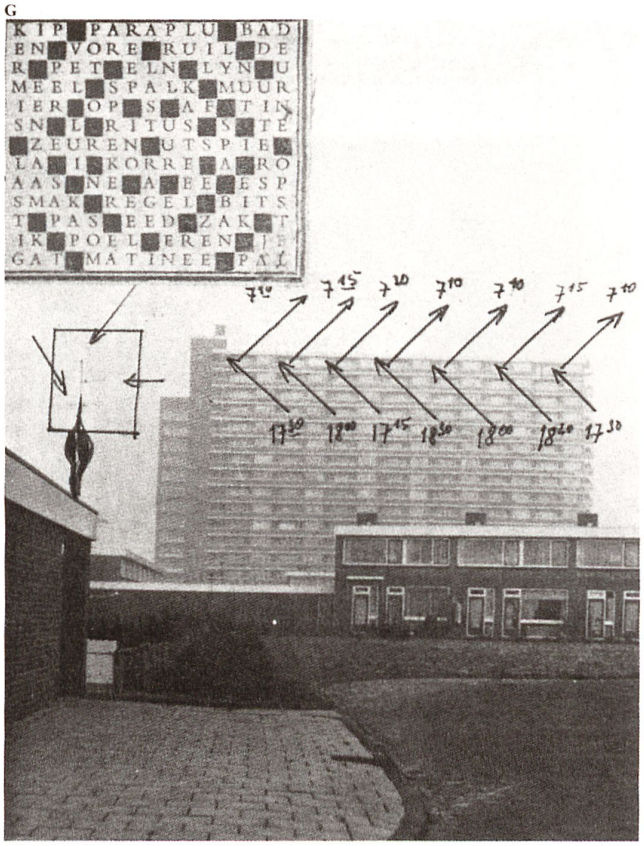
2. Sofern mit «Monotonie» die «Anonymität» und die «Kälte» der Geschäftszentren und Industriezonen unserer Städte gemeint ist: wieso hat denn die Architektur von Geschäftszentren und Industriezonen «persönlich» und «beseelt» zu sein?

3. Sofern mit «Monotonie» die «grünen Witwen» gemeint sind und die sozialen Probleme in schlecht erschlossenen Vorstadtüberbauungen, hilft es dann wirklich, so zu tun, als könne man die Probleme mit gutem Willen und «humaner Architektur» aus dem Weg räumen?

Wer kann überhaupt «humane Architektur» bezahlen?

4. Sofern mit dem Begriff der «Monotonie» der Empörung darüber Luft gemacht werden soll, wie eintönig das Leben im Vorstadtblock ist: darf man dann fragen, in welchem Vorstadtblock, und wer findet das Leben dort inhuman? Könnte es sein, dass das, was viele Moralisten weit mehr ärgert als die Eintönigkeit des Wohnens im Vorstadtblock die Tatsache ist, dass es Menschen gibt, denen es dort gefällt?

G



Im Gegensatz zu vielen, die den Begriff Monotonie im Munde führen, haben wir keine Antwort auf alle diese Fragen parat. Aber solche Fragen werden dadurch nicht gegenstandslos, indem man ihnen aus dem Weg geht oder sie durch Reizworte übertönt.

S.v.M., im Mai 1978

A. Blick auf Chicago / vue de Chicago, 1893.
B. Daniel Burnham, Plan für den Ausbau von Chicago / plan pour Chicago, 1909.
C. Siedlung Goldstein, Frankfurt am Main, 1929. Projekt/projet. (Aus/d'après *Das Neue Frankfurt*, Nov.–Dez. 1931.)
D. Pittsburgh, Allegheny; Zentrum mit Hilton-Hotel und Verwaltungsbauten/centre avec Hilton-Hotel et immeubles de bureaux. Postkarte/carte postale (Archiv *werk* • architheses).
E. Inserat aus dem SPIEGEL / publicité pour les chemins de fer allemands tirée du SPIEGEL.
F. «Alarmbilder»/images «d'alarme» aus/d'après T. Niggl, K. Bohrmann, F. Blondel, H.E. Hazel, *Zum Wohnsystem*. München, Amsterdam, 1971. ■

Überhaupt: Ist ein Haus, das eine traditionelle Fassadenaufteilung mit Sockel und Attika aufweist, Türen und Fenster als funktionell und klar definierte Öffnungen hat sowie ein mit einem Überstand und einer Traufe abgesetztes Dach, notwendigerweise langweilig? Es gibt unzählige Arten, Dach, Überstand und Traufe auszubilden; Fenster und Türen sind ebenso vielfältig variierbar, und zum Sichtmauerwerk oder Putz existieren regelrechte Wissenschaften. Dazu sind allerdings entsprechende Kenntnisse erforderlich. Man muss zuallererst das Metier des Baumeisters beherrschen, um gute Monotonie zu erschaffen.

Um der schlechten Monotonie zu entgehen, muss nicht alles über Bord geworfen werden, was Architektur und Städtebau in Jahrhunderten und Jahrtausenden entwickelt haben: man braucht es nur neu und frei und souverän anzuwenden.

Noch in seiner düsteren Globalisierungsvision, deren Bekämpfung er für vergeblich hielt, hegte Zweig Hoffnung auf Rettung: «Das Individuum verteidigen in sich selbst». Genau das kann und muss jede gute Architektur: Die Monotonie der Welt, die Banalität ihres Programms aufrichtig und kritisch zum Ausdruck bringen und dabei dem Individuum die Möglichkeit geben, sich der allgemeinen Abflachung zu widersetzen. Aber nicht, indem sie dem (vergleichsweise banalen) Inhalt eine aufgeregte Form aufdrückt. Sondern indem sie aus dem (vergleichsweise banalen) Inhalt heraus eine ihm angemessene Form in einer anspruchsvollen individuellen Deutung entwickelt.

Dafür bietet die architektonische Arbeit konkrete Themen genug. Die Baumaterialien werden weiterentwickelt und verfeinert, neue Konstruktionen ermöglichen, ja drängen neue Lösungen auf, selbst funktionale Aufgaben wie das Wohnen, die im Zeichen der Kontinuität und Beharrlichkeit stehen, erfahren durch den Wandel der sozialen Strukturen Mutationen. Daraus ergeben sich immer wieder neue Bedingungen für die architektonische Form.

Setzt man sie um, wird sich diese Form immer wieder verändern. Allerdings werden diese Veränderungen eher unauffällig sein und sich mit Zurückhaltung in eine lebendige Kontinuität einfügen. Unsere von der Globalisierung bedrohte Gesellschaft braucht kein falsches Spektakel, sondern Häuser und Städte, die sie widerspiegeln: So, wie sie ist. Doch vielleicht auch so, wie sie sein sollte: Ein monotonisierter Ort, der genügend Freiraum bietet, um sich dieser Monotonisierung zu widersetzen.

Unsere von der Globalisierung bedrohte Gesellschaft braucht kein falsches Spektakel, sondern Häuser und Städte, die sie widerspiegeln: So, wie sie ist. Vielleicht auch so, wie sie sein sollte.

Das kann nicht die neue Konvention der Exzentrik leisten: Sie ist kaum weniger einengend als die industrielle Gleichförmigkeit, sondern eher mehr. Denn diese gaukelt immerhin nicht einen Individualismus vor, der ihr nicht entspricht und den sie nicht einlöst, drängt keine artifiziellen Emotionen auf, die nicht dem Benutzer und Betrachter gehören.

Es gibt zahllose Spielarten von Monotonie in der Architektur und in der Stadt: von der sterilen zur reich gearbeiteten, von der zynischen zur idealistischen. Eine gute Monotonie verlangt von jenem, der sie erschafft, eine grosse, kluge und weitestgehend undankbare Arbeit; von jenem, der sie erlebt, fordert sie die Bereitschaft, genauer hinzuschauen, und die Sensibilität für das Unscheinbare, Feine, Subtile. Aber sie ist beides wert: Weil sie zur Verbündeten und zur Repräsentantin jener Kräfte zu werden vermag, die sich nicht dem Schein nach, sondern substanziell und wirksam der Monotonisierung unserer Gesellschaft entgegenstellen. —

Der 1940 in Luzern geborene *Stanislaus von Moos* gehört zu den führenden Kunsthistorikern der klassischen Moderne. Er war 1983–2005 Professor für moderne und zeitgenössische Kunst an der Universität Zürich und lehrt zurzeit in Yale. 1977–79 war er Redaktor des Doppeltitels «werk-archithese».

Der 1951 in Rom geborene *Vittorio Magnago Lampugnani* leitet als Professor für Geschichte des Städtebaus das Institut für Geschichte und Theorie der Architektur an der ETH Zürich und führt ein Architekturbüro in Mailand und Zürich. Er ist Autor und Herausgeber zahlreicher Bücher zur Architektur und zum Städtebau. 1986–96 war er Herausgeber der Zeitschrift Domus.

Dieser Beitrag wurde unterstützt von der *Pfyl Stiftung, Zürich*.